

Vorwort zum Petersgrätzer Ortsfamilienbuch

Die Flüchtlinge, die in der Zeitspanne von 1621 bis 1781 aus Böhmen und Mähren nach Schlesien kamen, kamen nicht, um sich wirtschaftlich zu verbessern, sondern sie suchten die Glaubensfreiheit. Vor allem war es die Bibel, Gottes Wort, das sie nicht aufgeben wollten und konnten.

In der Hussitenbewegung und danach wurde die Bibel als die zuverlässigste Grundlage der christlichen Glaubenslehre in das Bewusstsein der breiten Bevölkerung in Böhmen und auch in weiten Teilen von Mähren aufgenommen. Die Bibel wurde gelesen, vorgelesen und vieles auswendig gelernt. Nach den Kriegen formierte sich die ultraquistische Kirche, die zwar die päpstliche gerichtliche und administrative Kompetenz ablehnte, jedoch an der sakralen Einheit mit der katholischen Kirche festhielt. Später entstand die kleine selbständige Brüderunität als die erste unabhängige Reformationskirche.

Im Dreißigjährigen Krieg und nach dem Westfälischen Frieden wurden die habsburgischen Länder rekatholisiert, wobei als eine der wichtigsten Maßnahmen das Verbot der Bibellese war. Es folgten ziemlich böse Zeiten, es wurde sehr viel Gewalt angewendet. Viele „Nichtkatholiken“ wurden ausgewiesen, viele gingen freiwillig, aber die meisten versuchten, möglichst lange zu Hause zu überleben. Die Untertanen durften sich aber nicht frei entscheiden, für sie galt ein strenges Emigrationsverbot.

Nach einigen Jahrzehnten waren alle Einwohner in Böhmen und Mähren notgedrungen katholisch: die Einen ließen sich mit der Zeit überzeugen, die Anderen pflegten heimlich den Glauben ihrer Vorfahren und erzogen so auch ihre Kinder. Die heimlichen „Nichtkatholiken“ arrangierten sich einigermassen mit den Landesgesetzen, jedoch auf das Bibellesen konnten sie nicht verzichten und außer der Bibel lasen sie heimlich auch andere unerlaubte ältere und neuere evangelische Literatur. Der Besitz der verbotenen Literatur, wozu vor allem die Bibel gehörte, wurde streng bestraft. Hartes Gefängnis, Schläge, Hunger und Kälte kosteten die heimlichen Bibelleser oft ihr Leben. Es wurde zwar schon 1677 das Neue Testament in einer katholischen Übersetzung gedruckt, aber gerne gesehen in den Händen der ungebildeten Bevölkerung war es nicht. Für das Lesen des katholischen Neuen Testaments wurde niemand bestraft, aber es wurde den Leser oft auch weggenommen. Außerdem waren die alten Bibelleser etwas misstrauisch und wollten die katholische Übersetzung mit ihrer alten Bibel vergleichen.

Die böhmischen Bibelleser, denen die Bibel das Licht auf ihrem Lebensweg war,¹ empfanden die Zeit des Bibelverbotes als die Zeit der „Finsternis“. Menschen, die Bibel heimlich lasen, lebten in ständiger Gefahr. Unerwartete Besuche und Hausdurchsuchungen, Denunziationen und Verdächtigungen machten ihnen das Leben sehr schwer. Wenn sie verraten wurden, suchten sie oft die Flucht über die Grenze. Auch manche Familienväter, die ihre Qualen im Gefängnis überlebt hatten, versuchten trotz Emigrationsverbot mit ihrer ganzen Familien heimlich das Land zu verlassen. Viele konnten einfach die Verheimlichung ihres wahren Glaubens nicht ertragen und emigrierten ihres Gewissens wegen.

Im Dezember 1740 fiel der preußische König Friedrich II. mit seiner Armee in Schlesien ein, vereinnahmte es bald, und schon im Oktober 1741 überschritten seine Heere auch die böhmische Grenze. Die evangelisch gesinnten Bibelleser, wollten die Gelegenheit

¹ Psalm 119, 105: Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege.

nutzen und baten den König, sich in seinen Friedensverhandlungen für sie einzusetzen. Damit wollte der König seine Pläne nicht belasten, aber er dachte an die Zukunft von Schlesien, wo er mehr arbeitsames Volk brauchen könnte. So schlug er den Bittstellern vor, unter dem Schutz der preußischen Armee nach Schlesien zu ziehen, wo er den Exulanten außer den so begehrten tschechischen Bibeln und Gesangbüchern auch eigene Kolonien mit freiem Land, einer böhmischen Kirche und einem von ihm bezahlten Prediger versprach. Es war verlockend, aber nicht unbedingt gleich glaubwürdig, und nicht jeder konnte sich so schnell entscheiden, die Heimat zu verlassen.

Ab Weihnachten 1741 wurde die Kunde von der Einladung des preußischen Königs nach Schlesien in Böhmen verbreitet. Ende Januar 1742 wusste man schon, wo der Sammelpunkt der Exulanten sein soll, nämlich in Münsterberg (Ziębice). Bis Mai waren 1100 Böhmen in Münsterberg angekommen und bald wurden es 2000. Allerdings am 11. Juni wurde der Frieden geschlossen, die preußische Armee zog sich aus Böhmen zurück und die Emigration wurde wieder gefährlich. Trotzdem kamen immer wieder neue Exulanten nach Münsterberg.

Die ersten Exulanten, die unter dem Schutz der preußischen Armee ihr Heimatland verlassen konnten, kamen nach Münsterberg mit vollgeladenen Pferdewagen und mit allen ihren Ersparnissen. Die späteren Exulanten, die sich es zu spät überlegten, oder die später notgedrungen aus ihren Heimen fliehen mussten, kamen nur mit leeren Händen. Man teilte solidarisch was man hatte in der Hoffnung auf die Gründung der versprochenen böhmischen Kolonie. Der König konnte jedoch sein Versprechen nicht halten. Seine Möglichkeiten, das schlesische Land zu verteilen, konnte er so schnell nicht überblicken und sein Geld brauchte er außerdem für den Bau der Festungen. Die meisten Exulanten blieben sieben Jahre in der hoffnungslos überfüllten Stadt Münsterberg. Sie litten Hunger und Not, starben haufenweise, und trotzdem kamen aus Böhmen und Mähren immer neue Flüchtlinge an. Vergeblich suchten sie Arbeit in der Umgebung. Viele kamen in der Suche nach der Arbeit bis an die polnische Grenze.

Endlich wurden 1749 zwei Exulantenkolonien in Friedrichstabor (Tabor Wielki) an der polnischen Grenze und in Hussinetz (Gęsiniec) bei Strehlen gegründet, wobei sich die königliche Hilfe als sehr bescheiden zeigte. Erst 1751 konnte der König den Exulanten freies Land zum ansiedeln anbieten, allerdings nur in einem sandigen und sumpfigen Wald. Seine Soldaten fällten im Krascheower Wald die Bäume, gruben einen Wassergraben und das Land für 100 Stellen wurde vermessen. Jedoch viele Exulanten, die Bauern waren, sahen hier keine Möglichkeit des Überlebens und zogen lieber weiter, denn in der Gegend um Berlin wurden eben zu der Zeit gleichfalls neue Exulantenkolonien gegründet.

Am 25. September 1752 bestätigte der preußische König die Gründung der Exulantenkolonie Friedrichsgrätz (Grodziec). Als am 27. November desselben Jahres das Land durchs Los verteilt werden sollte, überlegten sich es 12 Familien schnell noch anders und zogen lieber weiter. Nur 33 Familien übernahmen ihre ausgelosten Stellen. Darunter waren einige, die seit 1742 in Schlesien herumirrten und in den ersten zwei Kolonien kein Land mehr bekommen konnten. Zu diesen ersten Kolonisten gesellten sich zwar immer wieder neue Exulanten und versuchten sich in Friedrichsgrätz anzusiedeln, aber nur wenige blieben. Die meisten gaben es nach zwei Jahren wieder auf, denn sie sahen hier kein Durchkommen. Dann kam der Siebenjährige Krieg. Manche Familienväter fürchteten die

Gefahr von Seiten der österreichischen Armee und zogen lieber Richtung Berlin. 1765 standen in Friedrichsgrätz 83 Häuser, aber nur 72 waren bewohnt.

Trotz der sehr schwierigen Lebensbedingungen und Kriegsgefahren wurden in den nächsten Jahren doch alle Stellen in Friedrichsgrätz dauerhaft besetzt und einige der Kolonistenkinder mussten bald das nötige Land anderswo suchen, z. B. in Münchhausen (Mnichus) oder in den neu entstehenden kleineren böhmischen Exulantenkolonien. Schließlich zogen einige Familien aus Friedrichsgrätz in die im preußischen Polen 1803 neugegründete Kolonie Zelów.

1803 lebten in Friedrichsgrätz insgesamt 763 Personen. Es waren neben der 100 Familien der Wirte (Kolonisten) und 33 Auszüglerfamilien 64 Familien ohne Land. Das Leben auf dem unfruchtbaren Land in Friedrichsgrätz war nicht leicht und die steigende Zahl der Einwohner ohne Land machte es noch schwerer. Auch die Kolonisten mussten zusätzlich zur Landwirtschaft ein Handwerk betreiben, um ihre Familien zu ernähren. Wer kein Land hatte, war nur auf Tagelohnarbeit und sein Handwerk angewiesen. Zu Tagelohnarbeit gab es wenig Gelegenheit und es waren zu viele Handwerker im Dorf, die ihre Ware auch in breiter Umgebung nur schwer loswerden konnten.

Der junge Pfarrer Peter Schikora, der im Dezember 1821 mit seinen 24 Jahren in sein Amt in Friedrichsgrätz eingeführt wurde, wäre lieber noch einige Jahre auf dem freien Fuß als Hauslehrer in Strehlen geblieben. Er ließ sich aber schließlich von seinem Vater (dem Hussineter Pfarrer des gleichen Namens) und dem Konsistorium in das Amt drängen. Er gewöhnte sich bald an seine Aufgaben und Verantwortung. Zwei Jahre später heiratete er Louise, die Tochter des Krascheower Forstmeisters, und gründete so seine eigene Familie. Mit seinem Gehalt war er auf seine Pfarrkinder nicht angewiesen, den bekam er aus der königlichen Kasse, aber ihre Armut berührte ihn sehr. Das Dorf war überbevölkert.

Durch seinen Schwiegervater erfuhr Schikora von der wahrscheinlichen Möglichkeit, im Himmelwitzer Wald neues Land zu gewinnen. Sofort fragte er beim Regierungsamt in Oppeln nach und am 18. August 1829 unterschrieben 59 böhmische Familienväter aus Friedrichsgrätz und 9 aus der näheren Umgebung eine Bitte um Gründung einer böhmischen Kolonie im Himmelwitzer Wald. Das Regierungsamt war bereit, die Gründung zu genehmigen unter der Bedingung, dass jeder Kolonist 100 Reichstaler Bargeld nachweisen könnte. Diese geforderte Geldsumme fehlte und die Antragsteller meinten, wenn sie so viel Geld hätten, würden sie sich ein fertiges Hof kaufen können und müssten sich nicht mit der Waldrodung plagen. 20 oder höchstens 50 Reichstaler könnten sie mit Not aufbringen, und sie baten gleich um kostenloses Bauholz für ihre Häuser und sechs freie Jahre. Danach wollten sie die Nutzungsgebühren für das Land ordentlich zahlen. Das Regierungsamt lehnte ab. Für solche Forderungen war es nicht zuständig. Pfarrer Schikora musste um nachsichtigeren Bedingungen mit verschiedenen Behörden kämpfen. Am 23. März 1832 konnten die Vertreter der Kolonisten (Franz Adamira, Karl Richter, Johann Dedicus, Karl Koudelka und Pfarrer Schikora) und der Forstinspektor Liebeneiner aufgrund des Bescheides des Finanzministeriums in Berlin vom 5. Februar desselben Jahres den Vertrag über die Gründung der Kolonie unterschreiben. Die gemeinsame Kautions betrug 220 Taler, das Land bekamen die Kolonisten in Erbpacht mit der Möglichkeit, es später zu kaufen. Das Bauholz und die Vermessung des Landes mussten sie selbst zahlen, dafür bekamen sie umsonst 2 Morgen Land für ihr Gebetshaus, 2 Morgen für den Friedhof und 6 Morgen Land und 4 Morgen Wiesen für den Lehrer. Auch die sechs freien Jahre bekamen sie genehmigt.

Nachdem der Vertrag geschlossen wurde, nahmen sich die Kolonisten gleich der Arbeit an. Erst bauten sie in dem abgeholzten Wald aus Ästen, Stöcken, Reisig und Moos provisorische Unterkünfte, dann waren sie mit dem Beseitigen der Baumstümpfe beschäftigt. Bald wurde das Land vermessen und jeder der 60 Kolonisten bekam 16 Morgen Land und 4 Morgen Wiesen. Mit einer eindringlichen Ermahnung, auf die Brandschutzregeln zu achten, wurde ihnen am **1. Juni 1832 das Land formal übergeben.**

Ihr neues Zuhause nannten die überwiegend aus Friedrichsgrätz stammenden Kolonisten aus Dankbarkeit dem Pfarrer Peter Schikora analog zu Friedrichsgrätz Petersgrätz (tschechisch Petrův Hradec, später in der Umgangssprache vereinfacht auf Petrovice).

In einigen Wochen war es klar, dass die Kolonisten ihre Möglichkeiten überschätzt hatten. Der Forstinspektor Liebeneiner, der sie bei der Arbeit beobachtete, lobte ihren Fleiß und auch ihren Lebenswandel sehr, aber ihr Bargeld reichte für das ganze Bauholz nicht. Es musste neu verhandelt werden, um das nötigste Bauholz erst später in Raten bezahlen zu können, sonst hätten sie in ihren Reisighütten überwintern müssen. Alle Häuser konnten trotzdem nicht so schnell, wie gewünscht, erbaut werden. Noch 1835 lebten 17 Familien in nur vorläufig schnell gebauten Häusern und nur ein Viertel des Ackerlandes war bestellt. Familien, die durch ernsthaftere Krankheiten oder sogar Todesfälle heimgesucht wurden, konnten die schwierigen Lebensbedingungen nicht bewältigen. Neun erschöpfte Kolonistenfamilien gaben auf und verkauften ihre Stellen an polnische und deutsche Interessenten aus den umliegenden Dörfern.

Die Schulden belasteten die Petersgrätzer auch noch sechs Jahre später. Die Erträge von dem bebauten Ackerland waren nicht einmal für die Ernährung der Familien ausreichend. Trotzdem wurden sie schon im Januar 1838, ein halbes Jahr vor dem Ablauf der sechsjährigen Frist, zur Bezahlung von Steuern und Pachtzins aufgefordert. Noch die nächsten vier, fünf Jahre waren für die Kolonistenfamilien existenzbedrohend.

Zehn Jahre nach der Gründung stabilisierte sich die Lage der Kolonisten in Petersgrätz. Alle Stellen waren besetzt und für die Söhne der zahlreicheren Familien, die ihre eigenen Familien gründen wollten, gab es in Petersgrätz kein Land mehr. Einige Familien zogen 1843 nach Polen und kauften dort Land in der Nähe der Exulantenkolonie Zelów, die, wie oben erwähnt, vierzig Jahre zuvor gegründet worden war und in der auch einige ehemalige Friedrichsgrätzer ihre neue Heimat gefunden hatten. Mit den Petersgrätzern kamen auch wieder einige Friedrichsgrätzer nach Polen, wo sie zusammen mit einigen deutschen und polnischen Familien den Ort Pozdzenice gründeten. Kirchlich hielten sie sich an die tschechische evangelisch reformierte Gemeinde in Zelów.

Auch nach dem Tod des Pfarrers Peter Schikora, der die Petersgrätzer im Himmelwitzer Wald in ihrem Kampf ums Überleben nur fünf Jahre begleiten konnte, hielten sich die Petersgrätzer an die evangelische Gemeinde in Friedrichsgrätz. Die Jüngeren wanderten drei Stunden durch den Wald zum Gottesdienst und die Konfirmanden zum Konfirmandenunterricht. Die meiste Zeit waren sie aber auf sich selbst gestellt, denn der Friedrichsgrätzer Pfarrer kam nur achtmal im Jahr nach Petersgrätz.

1841 stand in Petersgrätz schon eine Schule, für die sie allerdings das Bauholz frei geliefert bekommen hatten, denn bezahlen hätten sie es nicht können. Die aus Holz gebaute Schule, mit einer Lehrerwohnung und einem 51 m² großen Unterrichtsraum, der zugleich für die Abhaltung der Gottesdienste diente, war nach weiteren fast vierzig Jahren baufällig. Sie war auch für die wachsende Zahl der Schulkinder schon lange nicht mehr ausreichend. Der

aus Hussinetz stammende Lehrer Friedrich Stribrny (Střibrný) unterrichtete 1877 in der alten Schule täglich 215 Kinder. Im folgenden Jahr mussten die katholischen (polnischen) Kinder, an der Zahl 50, wegen des Platzmangels zum Unterricht nach Wierchlesie zum Unterricht gehen. 1880 stand endlich eine neue Schule in Petersgrätz, die sich aber bald auch als zu klein erwies, und es musste wieder ein neues Gebäude gebaut werden. Da waren aber auch schon drei Schullehrer in Petersgrätz tätig.

Zu der Zeit wurde auch eine evangelische Kirche in Petersgrätz erbaut. Am 30. Oktober 1892 wurde der erste Petersgrätzer Pfarrer in sein Amt eingeführt und einige Wochen später, am 21. Dezember, wurde die Kirche (noch ohne Turm) eingeweiht. Vier Jahre später stand auch das Pfarrhaus.

Nicht nur wegen der alten Verbundenheit mit Friedrichsgrätz, sondern hauptsächlich der tschechischen Sprache wegen wehrten sich die Petersgrätzer lange dagegen, in einen näheren Ort eingepfarrt zu werden. Nun waren sie eine selbständige Pfarrei geworden, aber ihr Pfarrer Gottfried Wilhelm Steckel sprach kein Tschechisch und viele Petersgrätzer konnten kein Deutsch, denn mit einer kleinen Unterbrechung wurde in den Schulen der böhmischen Exulantenkolonien bis 1873 tschechisch unterrichtet. Pfarrer Steckel tat zwar seinen Dienst, aber aus Friedrichsgrätz kam auch weiterhin regelmäßig Pfarrer Matthäus Kmet, um den 800 Petersgrätzern einen tschechischen Gottesdienst zu halten.

Steckels Nachfolger Max Müller, der sein Amt im Januar 1905 angetreten hatte, konnte außer deutsch auch polnisch predigen, und er lernte bald auch tschechisch. Seine Aufgabe aber war, neben seinem Pfarrdienst auch die Germanisierung der Bevölkerung zu unterstützen. Darüber musste er dem Konsistorium berichten. 1905 zählte die Bevölkerung in Petersgrätz 1222 Personen, davon waren 870 Tschechen. Um die Germanisierung voranzutreiben, gründete Pfarrer Müller noch im Juli desselben Jahres eine Kleinkinderschule. Es dauerte allerdings noch vier Jahre, bis er für Petersgrätz zwei Diakonissen bekommen konnte, von denen sich dann die eine der Kleinkinderschule annahm, während die andere sich um die Kranken im Ort kümmerte. Pfarrer Müller wollte auch darauf achten, dass die Jugend nur die deutschen Gottesdienste besuchte. Für 300 bis 350 Gemeindeglieder, die nicht ausreichend deutsch verstanden, waren jedoch die tschechischen Gottesdienste notwendig und wichtig, das versuchte er den Behörden immer wieder zu erklären. Eine schnelle und rücksichtslose Germanisierung hielt er für grausam und verhängnisvoll.

Ähnlich wie in Friedrichsgrätz konnten die Stellenbesitzer nicht nur von ihrer Landwirtschaft leben. Die Männer mussten sich einen zusätzlichen Verdienst suchen. Beliebte waren das Handwerk des Schusters, Tischlers, Schneiders und Klempners. Einige fanden Arbeit im Hüttenwerk in Zawadzki, andere in Ziegelbrennereien und sonstigen Unternehmen in der Umgebung oder auch in entfernteren industriellen Orten. Die Breslauer Firma Neustadt & Neumann gründete in Petersgrätz 1906 eine Strumpffabrik, die 60 Frauen beschäftigte. Die jungen Mädchen fuhren später gerne (ähnlich wie die Friedrichsgrätzerinnen) als Saisonarbeiterinnen nach Sachsen, Thüringen, Mecklenburg und in die Gegend von Hannover und Braunschweig.

Man lebte in Petersgrätz weiterhin bescheiden, aber es wurden immer wieder neue Pläne gemacht und verwirklicht. 1907 wurde mit staatlicher Unterstützung eine öffentliche Bücherei gegründet, die die Schullehrer verwalteten. Drei Jahre später wurde mit Hilfe von Gustav-Adolf-Verein ein Gemeindehaus gebaut, in das die beiden Diakonissen mit ihren

Aufgaben einziehen konnten. Auch für den Bau des Kirchturmes wurde gespart, aber es kam der Erste Weltkrieg dazwischen und danach folgten schwierige Zeiten. Sechzig der Petersgrätzer Männer waren gefallen, die Ersparnisse waren alle weg.

1920 erkrankte Pastor Müller, der sich im Petersgrätz um manches verdient gemacht hatte und eine gerne respektierte Autorität im Ort war. Ein Vikar kam zur Hilfe. Im Januar 1922 starb Pfarrer Müller. Sein Nachfolger Martin Bluhm blieb nur vier Jahre. Die Pfarrstelle in Petersgrätz gehörte nicht zu den begehrten. Ein tschechischer Pfarrer, der sich aus Wien gemeldet hatte, durfte sich nicht bewerben, weil er nicht in Deutschland geboren war. Ab 1926 wirkte in Petersgrätz sechs Jahre Vikar Herbert Panke, dann wurde die Pfarrstelle von verschiedenen Pfarrern aus der Umgebung versorgt. Auch Pfarrer Erich Klaar aus Friedrichsgrätz kam immer wieder um auszuhelfen und um tschechisch zu predigen. Im Oktober 1933 kam aus Kreuzburg der pensionierte Superintendent Rudolf Müller (ein Bruder des verstorbenen Pfarrers Max Müller) mit seiner Tochter und zog in das Petersgrätzer Pfarrhaus ein. Er fühlte sich noch so weit gesund und wollte die Pfarrstelle vorläufig bis zur Anstellung eines neuen Pfarrers verwalten. So blieb er vier Jahre, kümmerte sich sehr gewissenhaft und mit Liebe um die Gemeinde, und trotz der schwierigen Wirtschaftslage gelang es ihm 1936 mit der Unterstützung des Gustav-Adolf-Vereins die Erbauung des Kirchturmes zu verwirklichen.

1932 lebten in Petersgrätz 1535 Personen, davon waren 1225 evangelisch (270 Familien) und 310 katholisch (70 Familien). Jedoch die Zeiten änderten sich, nicht jeder nahm es mit der kirchlichen Angehörigkeit so genau. Im Dorf waren die Zeugen Jehovas aktiv, aber auch die Kommunisten und natürlich auch die Nationalsozialisten. Das Ackerland war lange nicht mehr so gleichmäßig unter den Einwohnern verteilt. Ein Bauer hatte 60 Morgen Land, einige Wenige hatten 30 Morgen Land und die meisten der Einwohner hatten kein Land, oder nur einen Garten. Die Kommunisten versprachen Gleichheit und Gerechtigkeit. Die Nationalsozialisten wollten mit ihren Versprechungen nicht zurückbleiben, und sie konnten bald auf die ersten Erfolge hinweisen, denn es gab wieder Arbeit. Nach der Aussage des Superintendenten Müller gewannen 1936 die Nationalsozialisten die Mehrheit im Dorf. Die Nachkommen der Exulanten sprachen trotzdem zu Hause und auf der Straße immer noch nur tschechisch, berichtete der Superintendent.

Im September 1937 wurde endlich ein neuer Pfarrer, Kurt Beckelmann, ins Amt eingeführt, der aber im nächsten Jahr unerwartet starb. Wieder war es schwer die Pfarrstelle dauerhaft zu besetzen. Ab 1941 war die Stelle vakant. Das leere Pfarrhaus wurde von der HJ besetzt und für eine kürzere Zeit wurden darin 1000 Jungen einquartiert, die an den Schanzen arbeiteten. Das Haus wurde ziemlich devastiert. Pfarrer Erich Klaar kam, öfters nach Petersgrätz, unterstützte die Diakonissen in ihrer Verantwortung und half, wie er konnte.

Die letzten Monate vor dem Kriegsende waren in Petersgrätz, ähnlich wie in anderen schlesischen Gemeinden, sehr dramatisch. Die Menschen waren auf der Flucht, das Dorf sollte evakuiert werden. Manche Petersgrätzer wollten doch lieber zu Hause bleiben, andere hatten sich viel zu spät für die Flucht entschieden und kamen nicht mehr fort. In und auch noch nach dem Krieg gab es viel Leid in Petersgrätz. Die zu Hause gebliebenen Tschechen und Deutschen wurden nach dem Krieg aus ihren Häusern geholt und für längere Zeit in einen Arbeitslager gebracht. Die rechtzeitig Geflohenen kamen nicht wieder zurück.

Die Tschechen, die sich zwar als Deutsche integrierten, aber wegen ihrer tschechischen Umgangssprache den Nationalsozialisten ein Dorn im Auge waren, fühlten sich

nach dem Krieg von allen Seiten bedrängt. Ähnlich ging es den Friedrichsgrätzern. Den Friedrichsgrätzern gelang es, in ihrer Bedrängnis einige Zeilen an den tschechischen Pfarrer Bohumil Radechovský in Prag zu senden. Radechovský, der eine Zeitlang als Pfarrer in Zelów tätig gewesen war, eilte sofort nach Friedrichsgrätz, um die verschreckten Nachkommen der Exulanten zu trösten, und nach seiner Rückkehr nach Prag organisierte er das Angebot zur Reemigration. Darüber wurden auch die Petersgrätzer informiert, auch sie konnten sich anschließen. Es war eine schwerwiegende Entscheidung, aber es war zu der Zeit schwer einen anderen Ausweg aus der schwierigen Lage zu finden. Im Dezember 1945, eine Woche vor Weihnachten war es so weit, die reemigrationswilligen Familien kehrten zurück in das Land ihrer Vorfahren.

Petersgrätz füllte sich inzwischen mit neuen polnischen Einwohnern, die Staatsgrenze wurde neu gezogen und der Ort wurde in Pietrówka umbenannt. Ein neues Kapitel der Ortsgeschichte wurde aufgeschlagen, aber die enge Beziehung der ehemaligen tschechischen und deutschen Einwohner zu ihrer ursprünglichen Heimat blieb bestehen. Durch die Evakuierung, Flucht und Reemigration wurden die Petersgrätzer auseinandergelockt, in Deutschland und Tschechien weit verstreut und der Eisernen Vorhang hinderte sie lange daran, sich mit ihren Verwandten und ehemaligen Nachbarn wiederzusehen. Ihre wehmütigen Gedanken verweilten dann umso mehr im alten Petersgrätz, das es so nicht mehr gab.

Später kamen endlich wieder entspanntere Zeiten, man konnte wieder reisen und auch Pietrówka besuchen, wo die alte Petersgrätzer Geschichte zwar noch greifbar war, aber ihre neue Fortsetzung bestimmte schon den Alltag. Die alten und die neuen Einwohner des Ortes lernten sich kennen und verstanden bald, was sie verbindet. Dank dem gegenseitigen Respekt und Wohlwollen können sie nun nicht nur das Vergangene gemeinsam ordnen und verarbeiten, sondern auch mit ihren neuen gemeinsamen Aktivitäten besondere Akzente in den gegenwärtigen Beziehungen der Völker setzen. Ihre Möglichkeiten sind zwar nicht groß, aber an viele gute, wenn auch kleine Initiativen kommt es an.

Nun ist von der Gründung von Petersgrätz sowie auch von dem Umbruch nach dem Zweiten Weltkrieg viel Zeit vergangen, die ehemaligen tschechischen und deutschen Petersgrätzer sterben langsam weg und es bleiben nur noch ihre Kinder und Kindeskiner, von denen manche die Beziehungen zu Pietrówka weiter pflegen wollen. Jedoch auch die Nachkommen, die heutigen und die späteren, die andere Interessen und Aufgaben haben oder haben werden, werden vielleicht ihre Wurzeln suchen wollen. Sie werden dann Pietrówka und Petersgrätz neu entdecken und sie werden sicher dankbar das Ortsfamilienbuch in die Hand nehmen, um eine schnellere Orientierung zu gewinnen und die Daten ihrer Vorfahren zu erfahren. Die mühsame genealogische Kleinarbeit bei der Erstellung des Ortsfamilienbuches kann man kaum hoch genug schätzen. Ihre Ergebnisse werden nicht nur für die Familienforschung, sondern auch für andere Wissenschaften, besonders für die Geschichtsschreibung, hilfreich sein. Dafür gehört den Autoren des Ortsfamilienbuches der beste Dank.

Edita Sterik